

Die amerikanische Revolution in der neueren und neuesten amerikanischen Geschichtsschreibung

Autor(en): **Guggisberg, Hans R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **54 (1974-1975)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die amerikanische Revolution in der neueren und neuesten amerikanischen Geschichtsschreibung

Dass die amerikanische Revolution ein Ereignis von weltgeschichtlicher Tragweite war, ist im historiographischen Schrifttum bis heute noch nie ernstlich bezweifelt worden. Schon die Zeitgenossen – und keineswegs nur die amerikanischen – betrachteten den Freiheitskampf der nordamerikanischen Kolonien gegen das englische Mutterland als ein einmaliges Faktum und neigten dazu, ihm die Funktion einer historischen Epochenwende zuzuschreiben. Es lässt sich nicht bestreiten, dass die Meinungen über die Auswirkungen und Konsequenzen der amerikanischen Revolution von Anfang an geteilt waren und sich von begeisterter Verherrlichung bis zu finsterner Verurteilung erstreckten.

Die europäische Beurteilung der amerikanischen Revolution in ihren vielfältigen Wandlungen und Erscheinungsformen darzustellen, würde den Rahmen einer kurzen Übersicht bei weitem überschreiten. Die publizistischen und historiographischen Quellen sind überaus zahlreich, und die bereits vorliegenden Untersuchungen über Einzelaspekte des ebenso faszinierenden wie schwierigen Themas füllen aneinandergereiht bereits mehrere Bücherregale. Wenn hier das Wagnis unternommen wird, etwas über das *amerikanische* Geschichtsbild der amerikanischen Revolution auszusagen, so mag dieses Unterfangen jedoch nicht weniger kühn erscheinen, und die Frage ist gewiss berechtigt, ob das Quellenmaterial denn in diesem Bereich nicht noch viel umfangreicher sei. Die Antwort muss ehrlicherweise lauten: Es ist nicht nur äusserst umfangreich, sondern unabsehbar und für den einzelnen Forscher kaum mehr zu bewältigen. Der Verfasser dieser Studie ist weit davon entfernt, den Anschein zu erwecken, als ob er etwas vollbringen könne oder wolle, was anderen und kompetenteren Kennern der Materie heute auch nicht mehr gelingt. Was er sich vorgenommen hat, ist viel bescheidener. Er möchte einige klar erkennbare Tendenzen hervorheben und charakterisieren, die in der neueren und neuesten amerikanischen Ge-

schichtsschreibung im Hinblick auf die Beurteilung der Revolution zu beobachten sind. Dabei kann und soll kein bibliographisches Arsenal ausbreitet werden. Nur wenige Autoren und Werke werden zur Sprache kommen, die für bestimmte Interpretationsrichtungen als repräsentativ gelten können. Wo immer sich die Möglichkeit ergibt, soll auf die kontemporenen Hintergründe und Motivationen der erwähnten Darstellungen eingegangen werden.

Grundsätzliche Bemerkungen

Gemäss einem allgemeinen Konsensus der früheren und der heutigen Historiker erstreckt sich die amerikanische Revolution über einen Zeitraum von insgesamt 26 Jahren, nämlich von 1763 bis 1789. Sie begann mit dem Streit um die Besteuerung der Kolonien durch das englische Parlament, führte dann zum Aufstand der Kolonien, zur Unabhängigkeitserklärung und zum Krieg gegen England. Nachdem dieser Krieg dank der Unterstützung Frankreichs einen erfolgreichen Abschluss gefunden hatte, wurde die neue Republik organisiert. Ursprünglich nur als loser Staatenbund konzipiert und begründet, erhielt sie durch das Verfassungswerk des Konvents von Philadelphia die Form eines Bundesstaates mit starker Zentralregierung. Die Inkraftsetzung dieser Verfassung markiert das Ende der Revolutionsperiode.

Die historiographische Auseinandersetzung mit der Revolution begann in den Vereinigten Staaten bereits vor 1800. Im Gesamtrahmen der amerikanischen Geschichtsschreibung des 19. und des 20. Jahrhunderts haben die Vorgänge der Jahre 1763–1789 stets ein besonders intensives Interesse auf sich gezogen. Das ist durchaus begreiflich: Sie beschäftigten die amerikanischen Geschichtsforscher nicht nur als weltgeschichtliches, sondern auch als nationalhistorisches Ereignis erster Ordnung. Seine Gründe und Voraussetzungen, sein Verlauf und seine Konsequenzen waren und sind für sie stets von natürlicher Faszinationskraft geblieben, und sie werden bis heute nicht müde, alle diese Probleme immer eingehender und von immer neuen Fragestellungen her zu untersuchen. So haben sich eine ganze Reihe von Interpretationstendenzen ergeben, die zum Teil selbst schon wieder als Fakten der amerikanischen Geistesgeschichte bedeutsam und erklärbar geworden sind. Ihre Vielfalt ist aber auch ein Zeugnis für die Komplexität der Revolution selbst, das heisst für die Tatsache, dass sich in ihr sehr viele verschiedenartige und einander widersprechende Entwicklungsströme aufspüren lassen, die die Entstehung verschiedenartiger und einander widersprechender Interpretationen gefördert haben.

Bancroft: Revolution als Kampf um die Freiheit

Im 19. Jahrhundert wurde die amerikanische Revolution vornehmlich als klassischer Kampf um die Freiheit betrachtet. Die berühmteste und einflussreichste Darlegung dieser Sicht stammte von George Bancroft, einem ausgesprochenen Nationalisten und Anhänger der Demokratischen Partei Andrew Jacksons, der in den Jahren nach dem zweiten englisch-amerikanischen Krieg aufgewachsen war, das heisst in einer Zeit, da sich das nationale Selbstbewusstsein der jungen Republik kräftig ausbildete und der Mythos vom glorreichen und endgültigen Sieg über das einstige Mutterland die Gemüter erfüllte. Bancrofts grosses Geschichtswerk ist die zehnbändige *History of the United States*, die von 1834 bis 1874 erschien und bis ins 20. Jahrhundert hinein zahlreiche Neuauflagen erlebte¹. Sie ist im Grunde nichts anderes als eine patriotische Ode auf die Geburt der amerikanischen Freiheit. Bancroft war vom Glauben beseelt, dass der Mensch in der Geschichte in erster Linie durch den Wunsch nach Freiheit zum Handeln gebracht werde, und so schuf er ein vielfarbiges Gemälde, das die Kolonisten in einem dauernden Kampf um die Freiheit darstellte, in einem Kampf, der von der ersten Landung in Jamestown um 1607 bis zum Sieg über die englische Armee bei Yorktown im Jahre 1781 führte. England hatte die Kolonien stets unterdrückt. Obwohl ihr Aufstand durch den tyrannischen Angriff Georgs III. auf ihre Freiheiten provoziert wurde, war er doch nichts anderes als die logische Kulmination eines anderthalb Jahrhunderte langen Kampfes gegen das Mutterland. Für Bancroft war der Sieg der neuen Nation jedoch mit dem Pariser Friedensvertrag von 1783 noch nicht erreicht, sondern erst mit der Annahme der Verfassung. Die schweren inneren Streitigkeiten und die allgemeine Unsicherheit der Zeit von 1783 bis 1787 beschrieb er in seinem Alterswerk *History of the Formation of the Constitution* als die letzte Wachstumskrise vor der Vollendung der Staatsgründung². Einer seiner jüngeren Zeitgenossen prägte für diese Jahre den Begriff «The Critical Period», der bis heute gebräuchlich geblieben ist³.

Der Neuengländer Bancroft zweifelte nicht daran, dass die besonderen Umstände des Lebens in den Kolonien zwischen Ozean und Wildnis dem Aufstieg des freiheitlichen Geistes förderlich gewesen waren. Das wichtigste Element seines Geschichtsbildes aber war das, was er als «the grand design of Providence» bezeichnete. Seine Ideen über die Vergangenheit der amerikanischen Nation waren ganz offensichtlich im puritanischen Selbstverständnis verwurzelt und repräsentierten dieses in seiner für das 19. Jahrhundert typischen säkularisierten Form. Wenn die frühen Besiedler Neuenglands geglaubt hatten, sie seien dazu bestimmt, der Welt die Verwirklichung der wahren Gemeinde Christi vor Augen zu führen, so bestand die Aufgabe

Amerikas für Bancroft darin, das grosse Exempel der freien und gerechten Demokratie zu statuieren. Der Geschichtsschreiber aber hatte darzustellen, wie diese Aufgabe gelöst worden war.

Die neuere Tendenz der «Scientific History»

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde Bancrofts Werk von den meisten amerikanischen Historikern abgelehnt. Man kritisierte nicht nur seine nationalistische Tendenz, sondern auch sein romantisches Pathos. Trotzdem war es äusserst populär und fand auch in Europa weite Verbreitung. Wenn sich die jüngeren Geschichtsforscher von ihm distanzierten, so geschah dies nicht so sehr, weil sie einer grundsätzlich anderen Weltanschauung verpflichtet waren, sondern weil sie Bancroft methodische Unzuverlässigkeit, Kritiklosigkeit gegenüber den Quellen und eine generelle Neigung zur Heroisierung vorwarfen. Seit den 1880er Jahren hatte sich an den führenden amerikanischen Universitäten die kritische Geschichtsforschung nach deutschem und englischem Vorbild etabliert. Die Ära der «Scientific History» war angebrochen, Geschichte wurde zum akademischen Lehr- und Studienfach, der als Historiker ausgebildete Spezialist übernahm die Aufgabe der Detailforschung; Dissertationen, Monographien und wissenschaftliche Zeitschriften begannen zu erscheinen. Die monumentalen Werke der älteren «Gentleman Scholars», die in erster Linie der moralischen und patriotischen Erbauung gedient hatten, wurden allmählich in den Hintergrund gedrängt. An ihre Stelle traten thematisch begrenzte Einzelstudien emsig publizierender Universitätsprofessoren, Archivare und Bibliothekare. Das Hauptinteresse der «Scientific Historians» lag auf der Verfassungs- und Institutionsgeschichte der amerikanischen Kolonialperiode. In der Erforschung der Revolution zeichneten sich um die Wende zum 20. Jahrhundert hauptsächlich zwei Tendenzen ab, die der Interpretation Bancrofts widersprachen. Man bezeichnet sie als die «Imperial School» und die «Progressive School»⁴.

Die «Imperial School»

Die «Imperial School» lehnte Bancrofts engen Nationalismus mit besonderer Schärfe ab. Sie entstand in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg, als die Beziehungen der USA zu Grossbritannien besonders harmonisch waren und das kulturelle Verwandtschaftsbewusstsein sich beid-

seits des Atlantiks in mancherlei Formen kundtat. Die Historiker der «Imperial School» wiesen immer wieder darauf hin, dass die amerikanische Revolution nur im Zusammenhang mit der britischen Reichsgeschichte verstanden werden könne, und dass ihre Darstellung nicht nur vom kolonialen, sondern eben auch vom imperialen Standpunkt aus zu erfolgen habe. So ergab sich ein Bild, in dem die britische Regierung von der Anklage der Unterdrückung und Ausbeutung ihrer amerikanischen Kolonien weitgehend freigesprochen wurde und in dem gleichzeitig das engstirnige, egoistische und politisch ungeschickte Verhalten der kolonialen Abgeordneten Häuser in den Vordergrund trat. Die englische Intention der kolonialen Verwaltungsreform, die dann den offenen Widerstand der Amerikaner hervorrufen sollte, erschien hier durchaus gerechtfertigt. Der erste Historiker, der diese Interpretation vortrug, war Herbert Levi Osgood, dessen Gesamtdarstellungen der Kolonialperiode noch heute benützt werden⁵. Ihm folgte George Louis Beer, ein Gelehrter deutscher Abstammung, der nach seinem Studium zunächst im Tabakhandel tätig war und von dort aus später wieder zur Forschung zurückkehrte. Er vertiefte sich mit besonderer Hingabe in die Geschichte der britischen Kolonialverwaltung und betonte in seinen Untersuchungen nicht nur den Egoismus und Provinzialismus der Kolonisten, sondern auch ihre offene Disloyalität gegenüber dem Mutterland im Siebenjährigen Krieg. Den Ausbruch der Revolution schrieb er nicht den repressiven Massnahmen der Minister Georgs III. zu, sondern dem allgemeinen und seit dem frühen 17. Jahrhundert vorhandenen Unabhängigkeitsstreben der Kolonien⁶. Hier traf sich sein «imperiales» Geschichtsbild mit der nationalen Interpretation Bancrofts, aber nur gerade an diesem Punkt. Während Bancroft die Revolution verherrlicht hatte, bezeichnete sie der fleissige und dokumentarisch viel besser beschlagene Verwaltungshistoriker Beer als einen tragischen Irrtum. Der bedeutendste Vertreter der «Imperial School» war Charles McLean Andrews, der an der Yale Universität wirkte und sein vierbändiges Werk über die Kolonialperiode der amerikanischen Geschichte erst kurz vor dem Zweiten Weltkrieg publizierte. Auch er betrachtete die Revolution vornehmlich vom englischen Standpunkt aus, aber sein Hauptinteresse galt weniger den verwaltungshistorischen Problemen als der Entwicklung englischer Institutionen und Verfassungsideen in der Neuen Welt. In ihnen fand er die wichtigsten Grundlagen und Impulse des kolonialen Dranges nach Unabhängigkeit⁷.

Das Verdienst der «Imperial School» besteht vor allem darin, unter den amerikanischen Historikern ein besseres Verständnis für das verbreitet zu haben, was man als die englische Seite der amerikanischen Revolution bezeichnen könnte. Die «Imperial Historians» befassten sich hauptsächlich mit den Problemen der Rechts- und Verfassungsgeschichte sowie mit der

Geschichte der politischen Ideen. Sie strebten im allgemeinen mehr nach analytischer Einzelforschung als nach der synthetischen Gesamtschau und enthielten sich weitgehend der theoretischen Reflexion. An den älteren «Scientific Historians» der 1880er und 1890er Jahre kritisierten sie vor allem die Tendenz zu vorschneller Formulierung von Hypothesen und die Abhängigkeit vom Evolutionsdenken Darwins und Herbert Spencers. Was sie in ihrer Erforschung der amerikanischen Revolution und der vorausgehenden Kolonialperiode generell vernachlässigten, waren die wirtschafts- und sozialhistorischen Aspekte.

Die «Progressive School»

In diese Lücke trat nun aber die «Progressive School», die ebenfalls bereits vor dem Ersten Weltkrieg entstanden war. In der Gesamtgeschichte der neueren amerikanischen Historiographie spielt diese Bewegung eine grössere Rolle als die «Imperial School», denn ihre Anhänger beschäftigten sich keineswegs nur mit der Kolonialperiode, sondern auch mit sehr vielen anderen Problemen aus der Geschichte der Vereinigten Staaten. Die «Progressive School» besass ein wissenschaftstheoretisches Programm. Dieses war in einem kleinen Buch enthalten, das der an der Columbia Universität tätige Historiker James Harvey Robinson im Jahre 1912 unter dem provozierenden Titel *The New History* veröffentlicht hatte. Das Programm war an sich durchaus pragmatisch ausgerichtet und entsprach damit der amerikanischen Tradition, aber es enthielt doch einige Forderungen, die der Geschichtswissenschaft neue Aufgaben zuwiesen. Sie lauteten wie folgt: Das Studium der Vergangenheit muss stets zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Gegenwart beitragen. Die Fragestellungen der Historiker haben immer von den Gegebenheiten ihrer eigenen Zeit und Umwelt auszugehen. Die Geschichtswissenschaft soll sich mit allen Aspekten des menschlichen Lebens befassen. Sie darf sich nicht auf die berühmten Persönlichkeiten und auf die grossen Ereignisse beschränken, sondern muss stets auch die Alltagsprobleme des «Common Man» beachten. Der Historiker darf sich nicht mit den «facts» begnügen; er muss immer nach den dahinter stehenden «ideas» und nach den «social forces» fragen. Um auf seine Fragen Antworten zu erhalten, muss er sich die Ergebnisse der Sozialwissenschaften zunutze machen⁸.

Dieses Programm besass seine europäischen Entsprechungen. Man denkt etwa an die Bemühungen, die den französischen Historiker Henri Berr um 1900 zur Gründung der *Revue de synthèse historique* geführt hatten, man denkt an die Ideen Karl Lamprechts (der 1904 in Amerika vielbeachtete

Vorträge hielt), man denkt schliesslich auch an die in den zwanziger Jahren von Marc Bloch und Lucien Febvre entwickelten Ideen, die die sogenannte «Ecole des Annales» begründen und tragen sollten.

Robinson war nicht der Begründer der «Progressive School». Seine Forderungen waren teilweise schon früher erhoben worden, und viele Historiker hatten sich schon um ihre Erfüllung bemüht. Die Ideen der *New History* stiessen aber trotzdem auf Widerstand. Es kam zu heftigen Diskussionen um den Zweck und um die gesellschaftliche Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Diese Diskussion spielte sich nicht im luftleeren Raum ab, sondern vor dem Hintergrund der mächtigen sozialen Erneuerungsbewegung, die die amerikanische Nation in der Zeit von 1900 bis 1917 erfasste und als «Progressive Movement» bezeichnet wurde. Unter den Präsidenten Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson wurde diese Bewegung zum Anliegen der Bundesregierung und manifestierte sich in einer bedeutsamen gesetzgeberischen Aktivität des Kongresses auf den Gebieten des sozialen Lebens und der Wirtschaft. Auch im geistig-kulturellen Bereich belebte der «Progressivism» das Streben nach Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Vor allem verstärkte er den optimistischen Glauben an die Fähigkeit der Sozialwissenschaften und der Geschichtswissenschaft, hier einen substantiellen Beitrag zu leisten. Die Historiker, die diesen Glauben teilten und sich gleichzeitig mit den von Robinson vorgetragenen Ideen identifizierten, bezeichneten sich stolz als «Progressive Historians» oder als Mitglieder der «Progressive School»⁹.

Wenn sie ihren Blick auf die amerikanische Revolution richteten, fielen ihnen in erster Linie die Spannungen innerhalb der Kolonien auf. Wo Bancroft entschlossene Eintracht der patriotischen Freiheitskämpfer gesehen hatte, sahen sie Uneinigkeit und interne Interessenkonflikte. Ihre Sympathien lagen bei den kleinen Leuten des kolonialen Amerika, bei den Kleinfarmern und Pächtern des Hinterlandes und bei den Handwerkern und Arbeitern der Städte. Nicht nur die Revolutionszeit, sondern die ganze Geschichte der amerikanischen Nation war in ihren Augen durch den Kampf zwischen diesen Gruppen und den reichen Oberschichten bestimmt. Die «Common Men» vertraten stets die Menschenrechte und die Demokratie, während die «Upper Classes» ihre Eigentumsrechte und ihre politischen Führungspositionen verteidigten. Die amerikanische Revolution erschien nicht in erster Linie als ein Kampf um nationale Freiheit und Unabhängigkeit, sondern als Klassenkonflikt, das heisst als Aufstand der Armen gegen die Reichen. Ob diese Reichen nun englische Staatsmänner und Kolonialbeamte, amerikanische Loyalisten oder nach Unabhängigkeit und Freizügigkeit strebende amerikanische Grosskaufleute und Plantagenbesitzer waren, spielte keine entscheidende Rolle.

Die Entdeckung der «inneren» Revolution

Nun weiss jedermann, der sich mit der amerikanischen Kolonial- und Revolutionsperiode auch nur oberflächlich beschäftigt hat, dass die sozialen Konflikte zwischen Arm und Reich, Hinterland und Küstengebieten, Kleinfarmern und Grossgrundbesitzern, Handwerkern und Industrieunternehmern den gesamten Verlauf dieser anderthalb Jahrhunderte entscheidend mitbestimmt haben. Sie gingen auch nach dem Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges weiter. Man kann durchaus von einem Nebeneinander einer «äusseren» und einer «inneren» Revolution sprechen, und es ist nicht zu verneinen, dass die entscheidenden Impulse, die zur Unabhängigkeitserklärung führten, aus den sozialen Mittel- und Unterschichten stammten. In der Zeit von 1773 bis 1776 wurde die zur Unabhängigkeit drängende Bewegung in erster Linie durch die ausserparlamentarischen und illegalen Komitees, Konvente und Volksversammlungen getragen, während die kolonialen Abgeordneten Häuser, die fast durchwegs von den konservativen Gruppen dominiert wurden, generell viel mehr Zurückhaltung übten. Die radikale Strömung, die auch nach 1776 weiterbestand und sich in zahlreichen demokratischen, anti-zentralistischen und egalitären Reforminitiativen manifestierte, wurde in den 1780er Jahren jedoch allmählich durch die konservativen Kräfte abgeschwächt und zum Stillstand gebracht.

Alle diese Tatsachen wurden von den «Progressive Historians» sehr stark betont. Der Nachdruck ihres Geschichtsbildes von der Revolution lag überall auf den Konflikten; der Konsensus des revolutionären Vorgehens gegen England wurde zwar nicht verneint, aber doch für relativ unwichtig gehalten. Die «innere» Revolution erschien interessanter als die «äussere»; sie war vorher noch kaum erforscht worden und wurde von den «Progressive Historians» recht eigentlich entdeckt.

Nun könnten sehr viele Namen und Buchtitel genannt werden, aber wir beschränken uns auf das Allerwichtigste. Eine der ersten und wegweisenden Untersuchungen über die «innere» Revolution entstammte der Feder Carl L. Beckers und befasste sich mit den sozialen Konflikten im Staate New York. Becker erwarb sich in den zwanziger und dreissiger Jahren grosses Ansehen als scharfsinniger Interpret der europäischen Aufklärung und als Verfechter eines konsequenten historischen Relativismus. In seinen Arbeiten über die amerikanische Revolution setzte er sich immer wieder mit den Problemen der kolonialen Mittel- und Unterschichten auseinander. Er trug wesentlich zur Einsicht bei, dass im Widerstand der Kolonien gegen die Besteuerung durch das Parlament von Westminster die ökonomischen Probleme von Anfang an eine mindestens ebenso grosse Rolle spielten wie die konstitutionellen¹⁰. Die Ähnlichkeit des Ablaufs der «inneren» Revolution

in Pennsylvania und New York war nicht nur von Becker, sondern auch von anderen Historikern erkannt worden. Die Ausbreitung vergleichender Forschung auf die Gesamtheit der dreizehn ehemaligen Kolonien führte schliesslich zur Einsicht, dass sich die sozialen Spannungen überall in grundsätzlicher Gleichartigkeit manifestiert hatten. Dies war die Hauptthese eines Buches, das Arthur M. Schlesinger im Jahre 1918 unter dem Titel *The Colonial Merchants and the American Revolution* veröffentlichte¹¹. Schlesinger zeigte, dass das politische Verhalten der Kaufleute aller Kolonien in der Zeit von 1763 bis 1776 einem einheitlichen Grundmuster folgte, das in ihren ebenfalls einheitlichen ökonomischen Interessen verwurzelt war. Sie wandten sich mit aller Schärfe gegen die kommerziellen Restriktionsmassnahmen der englischen Regierung und legten besonders in der Obstruktion gegen die «Stamp Act» und gegen die «Townshend Acts» grossen Eifer an den Tag. Als dann aber die ersten Unruhen ausbrachen, merkten sie plötzlich, dass sie die Kontrolle über die politische Agitation verloren, und so setzten sie sich nach 1770 generell für die Mässigung des Widerstandes gegen die britischen Massnahmen ein. Erst das Tee-Gesetz von 1773, das die Amerikaner zwingen sollte, den Tee nur noch von der sanierungsbedürftigen «East India Company» zu beziehen, brachte die Kaufleute wieder zu entschlossener Opposition und führte zu ihrer Annäherung an den politischen Radikalismus, soweit sie vor dem offenen Bruch mit dem Mutterland nicht überhaupt ins Lager der Loyalisten abwanderten. Für Schlesinger war die amerikanische Revolution noch mehr als für Becker nur am Rande ein konstitutioneller Konflikt. Sie war seiner Meinung nach in erster Linie bestimmt durch ökonomische Spannungen innerhalb des britischen Reiches und durch regionale Klassenkämpfe innerhalb der Kolonien.

Es war begreiflich, dass sich die «Progressive Historians» vor allem mit der Frühphase der amerikanischen Revolution befassten, denn hier konnte die «innere» Revolution besonders gut verfolgt werden. Das gleiche galt für die Jahre nach 1783, und so wurde denn auch die «Critical Period» zu einem Hauptgebiet ihres Interesses.

Die Rolle von Charles Austin Beard

Hier nun schaltete sich der wohl berühmteste und umstrittenste Historiker aus dem Kreis der «Progressive School» in die Diskussion ein, nämlich Charles Austin Beard. Man übertreibt nicht, wenn man Beard zu den wirkungsvollsten amerikanischen Geschichtsschreibern des 20. Jahrhunderts zählt. Er war ausserordentlich produktiv, betätigte sich auf vielen Forschungsgebieten und begründete fast mit jedem seiner Bücher lebhaft wissenschaftliche oder sogar politische Debatten. Nicht nur in der Interpretation

der Revolution trat Beard als Revisionist hervor, sondern auch in der Diskussion um die Gründe des Sezessionskrieges und vor allem in der Beurteilung der Aussenpolitik Franklin Roosevelts.

Seit 1904 lehrte er als Kollege Robinsons an der Columbia Universität in New York. Im Jahre 1913 erschien sein erster grösserer Beitrag zur amerikanischen Geschichte. Das Buch trug den Titel *An Economic Interpretation of the Constitution of the United States*. Im Mittelpunkt der Untersuchung stand die Analyse der ökonomischen Interessen der Mitglieder des Verfassungskonvents von Philadelphia. Als dokumentarische Basis dienten die bisher nicht erforschten Akten des «Treasury Department». Sie zeigten, dass die meisten Konventsmitglieder im Besitze von Wertpapieren waren, die das Finanzsekretariat des Staatenbundes seit seiner Begründung ausgegeben hatte. Diese Entdeckung und dazu die Einsicht, dass die Mehrzahl der «Founding Fathers» der wohlhabenden Oberschicht der ehemaligen Kolonien entstammte, führten Beard zu der Schlussfolgerung, wonach die Verfassung nicht das Produkt einer Willensäußerung des ganzen amerikanischen Volkes gewesen sei, sondern das Arbeitsergebnis einer Gruppe von Politikern, die ganz bestimmte ökonomische Interessen vertraten und diese auch für die Zukunft schützen wollten. Obwohl das Werk auf eingehenden Archivstudien beruhte, bezeichnete es Beard als eine fragmentarische Studie, die künftigen Forschern Anregung zu weiterer Arbeit vermitteln sollte. Dies geschah tatsächlich, und man kann sagen, dass die *Economic Interpretation of the Constitution* zu den einflussreichsten Büchern gehört, die jemals über einen Aspekt der amerikanischen Revolution geschrieben wurden. Zunächst aber erhob sich heftiger Protest, und zwar sowohl innerhalb als auch ausserhalb der historischen Zunft. Die Entmythologisierung der Motive der Verfassungsschöpfer erschien vielen Lesern als Gipfel der Unverfrorenheit, ja als Blasphemie. Beard wurde der Sünde des «debunking» angeklagt, man warf ihm vor, er habe das heiligste Dokument der nationalen Geschichte in den Schmutz gezogen und die Ideale des amerikanischen Volkes verspottet. Die bereits bestehende Kluft zwischen den «Progressive Historians» und ihren konservativen Fachgenossen wurde nachhaltig vertieft. Grosse Aufregung verbreitete sich aber besonders in manchen historisch interessierten und traditionsverbundenen Kreisen von Nicht-Fachleuten. Gerade aus dieser Richtung ertönte der Vorwurf der Geschichtsfälschung besonders schrill, und Beard musste es sich sogar gefallen lassen, als Marxist verschrien zu werden¹². Zu den heftigsten Kritikern gehörten der Expräsident Taft und andere einflussreiche Führerpersönlichkeiten der Republikanischen Partei und des «Big Business». Die Auseinandersetzung zog sich über mehrere Jahre hin und war noch nicht vergessen, als Beard im Jahre 1917 aus anderen Gründen zur Aufgabe seiner Professur gezwungen

wurde¹³. Er bekleidete später nie mehr ein akademisches Lehramt, sondern forschte und schrieb nur noch als Privatgelehrter.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges erlebte das «Progressive Movement» keine Wiederbelebung mehr, aber die amerikanische Geschichtswissenschaft stand auch weiterhin noch unter dem dominierenden Einfluss der «Progressive School». Wohl gab es immer Gegner und Kritiker, aber im ganzen kann doch festgestellt werden, dass die Ideen Robinsons bis in die späten dreissiger Jahre hinein immer wieder verteidigt, weitergegeben und auch differenziert wurden. Beard verfasste (teilweise zusammen mit seiner Frau) eine Reihe von Lehrbüchern, die ausserordentlich weite Verbreitung fanden. Fragestellung und Ergebnisse der *Economic Interpretation of the Constitution* wurden in zahlreichen Einzeluntersuchungen aufgenommen und weiterverarbeitet, sie schlugen sich in fast allen amerikanischen Hand- und Schulbüchern der Zwischenkriegszeit nieder. Dass sich Beard selbst in seinen späteren Arbeiten allmählich vom wirtschaftlichen Determinismus distanzierte und zu einem Relativismus Beckerscher Prägung gelangte, beeinträchtigte den Einfluss seines Frühwerkes in keiner Weise. Der Protest der konservativen Kritiker von 1913 verebte nach und nach; die Kritik an Beard betraf in den dreissiger Jahren andere Themen, die mit dem von ihm geprägten Bild der Revolution nichts zu tun hatten¹⁴.

Nach 1945: Neues Interesse an geistesgeschichtlichen Problemen

Nach 1945 erlebte die amerikanische Geschichtswissenschaft einen gewaltigen äusseren Aufschwung, der in einer riesenhaften quantitativen Zunahme der Publikationen sichtbar wurde. Die Geschichte der Revolution war nach wie vor eines der am eifrigsten beachteten Gebiete. Dass das allgemeine Interesse an der Entstehung der Nation keineswegs nachgelassen hatte, zeigte sich vor allem auch in zahlreichen Quellenpublikationen, die die Nachlässe der führenden «Founding Fathers» enthielten und ausnahmslos höchsten technischen und dokumentarischen Ansprüchen gerecht zu werden vermochten. Gegenüber den Ideen und Forderungen der «Progressive School» verbreitete sich jedoch zunehmende Skepsis. Das Erlebnis des Zweiten Weltkrieges, des Korea-Krieges und des Kalten Krieges bewirkte sowohl eine allgemeine Abwendung von allzu optimistischer Einschätzung der praktischen Wirkungsmöglichkeiten historiographischer Bemühung als auch eine neue Tendenz, die Grundideen der amerikanischen Nation neu und positiver zu würdigen. Da die finanziellen Mittel reichlicher flossen als je zuvor (und reichlicher auch als in der gegenwärtigen Zeit), konnte man sich mit Eifer und Einsatz grossen editorischen Aufgaben zuwenden. Den Perioden des «debunking» und der Revisionismen folgte nun wieder eine

Periode, die die Vergangenheit der Nation mehr nach den leitenden Prinzipien als nach den Interessen einzelner Gruppen befragte. Die Kultur- und Geistesgeschichte erlebte einen neuen Aufschwung, und mit besonderer Hingabe wandten sich viele jüngere Historiker der politischen Ideengeschichte zu. Diese Verschiebung der Schwerpunkte ging zu einem guten Teil, wie man schon jetzt erkennen kann, auf das Wirken der «Refugee Scholars» zurück, das gerade auf dem Gebiet der Geschichte und der politischen Wissenschaft besonders fruchtbar geworden war.

Die Konzentration auf geistesgeschichtliche Fragestellungen führte zu neuer Betonung von Kontinuitäten, Traditionen und Einflusslinien, die verschiedene Generationen und Epochen, aber auch verschiedene soziale Gruppen miteinander verbanden. Krisen, Umwälzungen und Umbrüche wurden zwar in der amerikanischen Vergangenheit nun nicht plötzlich übersehen, wohl aber in ihren Ausmassen und Auswirkungen gelegentlich recht stark relativiert. Ganz generell kann man sagen, dass das Bild der nationalen Geschichte in den 1950er und in den frühen 1960er Jahren homogenere Formen annahm und dass viele Historiker nicht mehr den Konflikt, sondern den Konsensus als Haupttriebkraft der geschichtlichen Entwicklung zu betrachten neigten. Im Rückblick auf diese Situation spricht man heute gerne von der «Consensus History». Der Begriff ist gewiss nicht falsch, aber man darf nicht übersehen, dass es sehr viele verschiedene Schattierungen von Konsensus-Gläubigkeit gab. Man ist heute noch nicht in der Lage, die Einflüsse bestimmter Schulen oder Werke zu beurteilen und gegeneinander abzuwägen, aber man muss doch auch feststellen, dass nicht alle Impulse der «Progressive History» verschwunden waren. Die Erforschung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte ging weiter, und die Verbindungen zu den Sozialwissenschaften waren enger als in vielen europäischen Ländern.

In der Erforschung der Revolution wurde das neue Interesse an geistes- und ideengeschichtlichen Problemen sehr deutlich. Auch liess sich gelegentlich so etwas wie eine neue national-patriotische Tendenz beobachten, die die Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes betonte und hervorhob, dass politische und geistige Einflüsse aus der Alten Welt im amerikanischen Milieu stets grundlegende Veränderung erfuhren, bevor sie sich praktisch auswirkten. Eine solche Betrachtungsweise zeigt sich etwa in den Büchern des sehr bekannten Historikers Daniel Boorstin, so zum Beispiel in der Arbeit über *The Genius of American Politics* (Chicago, 1953) und in dem Werk *The Americans: The Colonial Experience / The National Experience* (New York, 1958 ff.). Charakteristisch war auch die neue Intensivierung der biographischen Forschung, und es ist wohl kein Zufall, dass eines der wirkungsvollsten Bücher dieser

Zeit eine Sammlung von Biographien enthielt, nämlich Richard Hofstadters *The American Political Tradition* (New York, 1948). Dieses Werk überschreitet zwar chronologisch gesehen die Grenzen der Revolutionsepoche, erscheint aber auch in seinen ersten Kapiteln durchaus repräsentativ für den Stil der «Consensus History».

Nicht zu übersehen ist ferner die Tatsache, dass die wissenschaftliche Kritik an Beards *Economic Interpretation of the Constitution* erst in den fünfziger Jahren wirklich einsetzte. Sie wurde namentlich von den beiden Historikern Robert E. Brown und Forrest McDonald vertreten und erwies, dass Beard seine Quellen zwar genau erforscht hatte, in der Konzentration auf die finanziellen Verhältnisse der Konventsmitglieder aber zu engspurig vorgegangen war¹⁵. Besonders McDonald konnte zeigen, dass die Diskussion um die Verfassung in den Einzelstaaten einen sehr viel komplizierteren Verlauf genommen hatte als dies Beard erschienen war und dass die Konventsmitglieder keineswegs nur den Oberschichten entstammten. Das Beard'sche Geschichtsbild wurde als einseitig und simplifizierend kritisiert, und McDonald selbst hat in der Folge viel zu seiner Differenzierung beigetragen.

Es ist nicht möglich, auf die zahlreichen Debatten einzugehen, die sich in der amerikanischen Revolutionsforschung während der fünfziger und frühen sechziger Jahre abspielten. Sie führten meist zu bedeutungsvollen neuen Einsichten in einzelne Entwicklungsabläufe, nicht aber zur Entstehung grundsätzlich neuer Gesamtinterpretationen. Dies gilt etwa von der Anwendung der komparatistischen Betrachtungsweise, die die amerikanische Revolution den anderen grossen Revolutionen der Neuzeit gegenüberstellte. Am überzeugendsten geschah dies bis jetzt in dem Werk *The Age of the Democratic Revolution* von Robert R. Palmer (Princeton, 1959/64). Die quantifizierenden Forschungsmethoden sind in der amerikanischen Geschichtswissenschaft verhältnismässig spät aufgenommen worden, haben sich aber dann sehr rasch auf allen möglichen thematischen Gebieten durchgesetzt, so auch in der Erforschung der Revolution. In den letzten zehn Jahren sind viele Einzelstudien erschienen, die etwa die demographischen Verhältnisse der Revolutionszeit eingehend darlegen oder über das politische Verhalten einzelner sozialer Gruppen interessante Aufschlüsse erteilen. Das Gesamtbild der bekannten Vorgänge haben sie aber bisher nicht von Grund auf verändert¹⁶.

«Radical History»

Dies wurde in jüngster Zeit hingegen von anderer Seite versucht. Seit der Mitte der sechziger Jahre macht sich in der amerikanischen Geschichtswissenschaft eine Gruppe von Historikern bemerkbar, die sich zur Neuen

Linken zählt und die gesamte historiographische Literatur der Nachkriegszeit aufs schärfste kritisiert. Die Mitglieder dieser Gruppe bekennen sich zur sozialpolitisch engagierten und emanzipatorischen «Radical History». Sie bilden jedoch kein einheitliches Aktionsteam und vertreten in ihren Publikationen gelegentlich sehr stark divergierende Anschauungen.

Auffallend, wenn auch nicht überraschend, ist die Tatsache, dass die Revolution hier wiederum ganz und gar als Klassenkampf verstanden wird. Die «Radicals» betonen das völlige Fehlen demokratischer Strukturen in der kolonialen Gesellschaft, die fortgesetzte Unterdrückung der Kleinfarmer, Handwerker und Arbeiter durch die grundbesitzenden und handeltreibenden Oligarchien und natürlich den konservativen, ja reaktionären Charakter der Verfassung von 1787. Der Konvent von Philadelphia erscheint ihnen als ein regelrechter «rightist plot» gegen die Interessen der arbeitenden Bevölkerung in den 13 Staaten. Dieses Bild wird recht eindrücklich in den folgenden Sätzen zusammengefasst, die Howard Zinn, einer der bekanntesten «Radical Historians», im Vorwort eines vor kurzem erschienenen Buches niedergeschrieben hat:

The American Revolution ..., while winning independence from a foreign ruling group, substituted the rule of a native group of slave owners, merchants, lawyers, and politicians; the Constitution legitimized the substitution and created a larger arena for the elites of race and class that already dominated the colonies¹⁷.

Aus den Reihen der «Radical History» ist bis heute noch keine grössere Gesamtdarstellung oder Gesamtinterpretation der amerikanischen Revolution erschienen. Was vorliegt, sind Einzelarbeiten über lokale Konflikte und soziale Spannungssituationen, die zum Teil infolge ihres Informationswertes auf grosses allgemeines Interesse gestossen sind. Dies gilt besonders von den Untersuchungen Staughton Lynds und Jesse Lemischs, der die charakteristische Forderung erhob, man müsse die amerikanische Revolution «from the bottom up» erforschen und beschreiben¹⁸. Wenn man die Publikationen der «Radical Historians» verfolgt, kann man sehr leicht erkennen, dass hier das Geschichtsbild Beards bewusst wieder aufgenommen und dabei in mancher Beziehung radikalisiert wird. Wie Beard bewundern die «Radicals» der 1960er Jahre die radikalen Revolutionäre Amerikas, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur die konstitutionelle, sondern auch die soziale Erneuerung erstrebten. Sie bewundern auch Jefferson, aber ihren Babeuf haben sie bis heute noch nicht gefunden.

Vor dem zweihundertsten Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung

Die gegenwärtige Situation der amerikanischen Revolutionsforschung wirkt auf den aussenstehenden Betrachter, der sie mindestens teilweise zu über-

blicken strebt, recht uneinheitlich¹⁹. Neben Darstellungen, die immer noch der «Imperial History» verpflichtet sind, stehen Bemühungen um neue Würdigung der nationalen Anfänge, die von positiv-patriotischer bis zu skeptisch-distanzierter Beurteilung variieren, und daneben wird stets und überall die kritische Stimme der radikalen «Neo-Progressives» hörbar. Dass die «Radical Historians» gerade bei der jungen Generation grossen Erfolg haben, braucht nicht zu überraschen. Die Tatsache findet ihre plausible Erklärung in der schweren Krise des Selbstverständnisses, die die amerikanische Nation nun schon seit einigen Jahren erschüttert und deren Ende angesichts der allerneuesten innenpolitischen Entwicklungen jedenfalls noch nicht in Sicht ist. Aber die Radikalen sind in den USA ebensowenig wie anderswo die einzigen, die von der geistigen Krise der Gegenwart bedrückt werden. Wie sehr sich dieser Druck gerade auch auf die Arbeit vieler Historiker auswirkt, die die ideologische Erstarrung ebenso ablehnen wie das lautstarke Auftreten, wird im Gespräch mit amerikanischen Fachgenossen immer wieder deutlich.

Die amerikanische Nation steht heute kurz vor dem zweihundertsten Jubiläum der Unabhängigkeitserklärung. Sie scheint gegenwärtig nicht besonders darauf erpicht zu sein, dieses Ereignis mit dem in solchen Fällen sonst traditionellen Aufwand an patriotischer Selbstbelobigung zu feiern. Was für die allgemeine Öffentlichkeit gilt, gilt natürlich noch viel mehr für die Historiker, deren Bemühungen ja bei Jubiläen stets mehr Aufmerksamkeit und Interesse auf sich ziehen als in gewöhnlichen Zeiten. Zwar werden zahlreiche Feiern und Kongresse vorbereitet, und es ist damit zu rechnen, dass die wissenschaftliche Literatur zur Revolutionsgeschichte bis 1976 noch einige Ergänzungen und Bereicherungen erfahren wird. Dennoch dürfte die Flut der Publikationen in ihren Ausmassen geringer sein als vor zehn Jahren bei den vielen Jubiläen des Sezessionskrieges. Damals erinnerte man sich nicht in erster Linie an die nationale Krise selbst, sondern vielmehr an die Tatsache ihrer Überwindung, und man übersah dabei gelegentlich, dass sie im Grunde noch gar nicht überwunden war.

Die Revolution und der Kampf um die Unabhängigkeit bieten gewiss mehr direkte Anhaltspunkte für die Besinnung auf die Grundideen der amerikanischen Nation als der Sezessionskrieg. Im Moment aber sieht es nicht so aus, als ob diese Besinnung sehr feierlich oder selbstbewusst vor sich gehen werde. Was man sicher nicht erwarten darf, ist die Entstehung eines neuen und allseits akzeptierten Geschichtsbildes.

¹George Bancroft, *History of the United States* (Boston, New York, 1834–1874 u. ö.), 10 Bände. – ²George Bancroft, *History of the Formation of the Constitution*

(Boston, New York, 1882), 2 Bände. – ³John Fiske, *The Critical Period of American History* (New York, 1888). – ⁴Zu dieser allgemeinen Entwicklungsphase der

amerikanischen Historiographie vgl. u. a. Michael Kraus, *The Writing of American History* (Norman, Oklahoma, 1953), S. 157ff.; Jürgen Herbst, *The German Historical School in American Scholarship* (Ithaca, N.Y., 1965), S. 99ff.; John Higham, Leonard Krieger, Felix Gilbert, *History* (Englewood Cliffs, N. J., 1965), S. 92ff., 158ff.; Bert J. Loewenberg, *American History in American Thought* (New York, 1972), S. 346ff. – ⁵Herbert L. Osgood, *The American Colonies in the 17th Century* (New York, 1904–1907), 3 Bände; *The American Colonies in the 18th Century* (New York, 1924/1925), 4 Bände. – ⁶George L. Beer, *British Colonial Policy, 1754 bis 1765* (New York, 1907). – ⁷Charles M. Andrews, *The Colonial Period of American History* (New Haven, Conn., 1934–1938), 4 Bände. – ⁸James Harvey Robinson, *The New History, Essays Illustrating the Modern Historical Outlook* (New York, 1912), bes. das erste Kapitel. – ⁹Higham, Krieger, Gilbert, o. c., S. 104ff., 263ff. – ¹⁰Carl L. Becker, *Political Parties in the Province of New York, 1760–1776* (Madison, Wis., 1909); vgl. vom selben Verfasser auch *The Declaration of Independence* (New York, 1922). – ¹¹Arthur M. Schlesinger, *The Colonial Merchants and the American Revolution* (New York, 1918). – ¹²Vgl. hierzu das Vorwort Beards in der Neuausgabe der *Economic Interpretation* von 1935, S. viii ff. Diese Ausgabe ist in einem Neudruck,

New York, 1962 zugänglich. – ¹³H. R. Guggisberg, *Alte und Neue Welt in historischer Perspektive* (Bern u. Frankfurt/M., 1973), S. 127ff. – ¹⁴Richard Hofstadter, *The Progressive Historians: Turner, Beard, Parrington* (London, 1969), S. 318ff. – ¹⁵Robert E. Brown, *Charles Beard and the Constitution* (Princeton, 1956); Forrest McDonald, *We the People: The Economic Origins of the Constitution* (Chicago, 1958). – ¹⁶Vgl. beispielsweise Jackson T. Main, *The Social Structure of Revolutionary America* (Princeton, 1965) und *Political Parties before the Constitution* (Chapel Hill, N.C., 1973). – ¹⁷Howard Zinn, *Postwar America, 1945–1971* (Indianapolis/New York, 1973), Introduction, S. xvi. – ¹⁸Staughton Lynd, *Anti-Federalism in Dutchess County*, New York (Chicago, 1962); Jesse Lemisch, «The American Revolution Seen from the Bottom Up», in: *Towards a New Past, Dissenting Essays in American History*, ed. by Barton J. Bernstein (New York, 1968). – ¹⁹Dieser Eindruck ergibt sich auch bei der Lektüre des an sich überaus anregenden, von Stephen G. Kurtz und James H. Hutson herausgegebenen Sammelbandes *Essays on the American Revolution* (Chapel Hill, N.C./New York, 1973). Zum Thema unserer Betrachtungen ist ausserdem sehr ergiebig Jack P. Greene (ed.), *The Reinterpretation of the American Revolution* (New York, 1968).